

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Mayer, Karl August: Der Turko und seine Eltern [5 Bilder; Heine, Friedrich Wilhelm]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Der Turko und seine Eltern.
Erzählung von Karl August Mayer.



Prophezeien ist leicht, aber prophezeien, daß es eintrifft, das ist eine Kunst, die nur Schwindler zu besten vorgeben. Gott hat sich die Zukunft vorbehalten, und es ist Vermesstheit, ihm in die Hand zu greifen. Auch das Wetter kann niemand voraus sagen, und diejenigen, die nur Kalender mit Wetterprophezeiungen kaufen, gehören nicht zu den Gescheiten. Wenn aber einer aufs Geratewohl prophezeit und er hat das Glück, daß es eintrifft, dann heißt es gleich: der hat's voraus gewußt, das ist ein Hexenmeister.

Solch ein Hexenmeister oder vielmehr eine Hexenmeisterin war die alte, garstige Zigeunerin, die mir, einem fünfjährigen Knaben, vor nun sechsundzwanzig Jahren aus der flachen Hand prophezeite. Ich wohnte damals mit meinen Eltern einsam im Walde, wohin die Polizei niemals ihren Fuß setzte. So konnte es geschehen, daß eine Zigeunerbande von etwa 30 Personen in 5 Wagen, die von jämmerlich hungrigen Pferdchen gezogen wurden, auf dem Bläke vor unserm Hause sich zu längerem Aufenthalte festsetzten. Männer, Weiber, junge Burschen, Mädchen und Kinder, alle von der Sonne kastanienbraun geröstet, mit wirren schwarzen Haaren, die als Zotteln um ihre Köpfe hingen, alle so schmutzig, daß man glauben mußte, daß nie ein Kamm auf ihr Haupt, ein Schwamm auf ihre Wangen, eine Bürste an ihre zerlumpten Kleider gekommen sei. Von den Männern, deren struppige Bärte das Gesicht bis an die Augen bedeckten, trug der am besten gekleidete einen reich mit Silber beschlagenen Knopf und wies sich so als den Hauptmann der Bande aus. Er und viele von der Gesellschaft trugen silberne Münzen um den Hals und silberne Ringe an den Fingern. So konnte man nicht sagen, daß sie bettelarm waren, obgleich die Weiber bettelten.

Ich stand am Fenster und verschlang mit begierigen Augen alles, was sie thaten. Bald machten sie ein Kohlenfeuer an und begannen Löffel aus Zinn zu gießen, sowie zerbrochene Töpfe, die sie aus verschiedenen Häusern holten, zusammenzuflicken und mit Draht zu überspinnen. Ein vom Alter tiefgebücktes Weib, das eine gute Weile, aus einer hölzernen Pfeife

rauchend, im Schein des Feuers geseffen hatte, raffte sich jetzt auf, steckte den Wassertopf ein und kam in unser Haus, das bisher von niemand aus der Bande betreten worden war. Da die Thür zur Stube, wo ich verweilte, offen stand, trat sie ein und schritt gerade auf mich zu. Die tiefliegenden Augen, die wie zwei Kohlen unter den buschigen Augenbraunen funkelten, und die lange gebogene Nase, die fast über den zahllosen Mund hing, machte auf meine kleine Person einen so unheimlichen Eindruck, daß ich — wie ein Vogel, auf den eine Kage zuspringt — schreiend zurückschreckte. Meine gute Mutter, der etwas wie Kinderraub, wie ihn die Zigeuner bisweilen üben, vorschweben mochte, kam eilig aus der Kammer. Das alte Weib knixte demüthig vor ihr und streckte die Hand nach einer Gabe aus. Da ihr aber dieselbe verweigert wurde, erbot sie sich, immer fort-fahrend mit ihren seltsamen Verbeugungen, ihr und dem „kleinen Herrchen“ für ein Silberstück aus der Hand zu weisfagen. Lachend über die komische Alte und neugierig hielt sie ihr meine Hand hin. Die Zigeunerin murmelte allerlei Sprüche in einer fremden Sprache, denn etwas Hokusfokus muß bei jedem Zauber sein, indem sie mit ihrer langen Nase wie ein Rabe auf meine Hand zupickte, die sie vorher glatt gestrichen hatte, und zog dann mit einem langen, knöchernen Finger, dem man ansah, daß er gelegentlich auch als Pfeifenräämer diente, in den Linien derselben hin und her. „Der junge Herr,“ sagte sie dann mit einem Blick auf die Bücher, die zahlreich von einem Gestell an der Wand niederschauten, „hat eine gute Hand; er wird ein großer Gelehrter werden, weite Reisen thun und eine reiche Frau heirathen.“

Statt über diese Pöffen zu lachen, schrieb ich mir sie, wie man zu sagen pflegt, hinter die Ohren und dachte mit zunehmenden Jahren immer mehr darauf, ein Gelehrter zu werden. Da mir die Schulaufgaben leicht fielen und die fremden Sprachen, die ich lernen mußte, keine sonderliche Mühe machten, studierte ich noch nebenher bei einem alten gelehrten Rabbi der Nachbarschaft Arabisch; denn, sagte ich mir, wenn ich die großen Reisen mache, die mir prophezeit sind, werd' ich auch in die mohammedanische Welt kommen, und die arabische Sprache wird mir sehr nützlich sein.

In dem Jahr 1870, als der große Krieg mit Frankreich ausbrach, war ich in der obersten Klasse des Karlsruher Gymnasiums. Gern hätt' ich den Schießprügel auf den Rücken genommen und den Rothosen eins auf den Rücken gebrannt; aber der Doktor fand, daß ich mit meinen siebzehn Jahren ein zu grünes Holz für dieses Geschäft sei, und ich mußte zufrieden sein, mich auf andere Weise in dieser großen Zeit, die alle Hände und Herzen in Bewegung setzte, nützlich zu machen.

Man hatte in der Nähe von Gottesau eine geräumige Eisenbahnwerkstatt zur Pflege für die Opfer des Krieges hergerichtet, und meine Mutter, die unterdessen ihren Wohnsitz nach Karlsruhe verlegt hatte, war eine der Frauen, die daselbst die Aufsicht führten. So oft ich freie Zeit hatte, begleitete ich sie dahin und ging ihr, wie ich nur konnte, an die Hand. Gleich nach den Schlachten von Weißenburg und Wörth kamen große Sendungen verwundeter Kriegersleute — Freund oder Feind, wie es sich eben traf — in Karlsruhe an, und das Eisenbahn-Hospital bekam seinen guten Teil. Hier standen einige hundert Betten; in einer anstoßenden Kammer übten die Wundärzte

ihr trauriges Geschäft, indem sie, aufgeschützt wie Fleischer, das Nachspiel zum Schlachtfeld ausführten. Und es waren alles nur junge Leute, die sich mühten verstümmeln lassen, um dann im glücklichsten Fall ein trauriges Leben als Krüppel weiterzuführen.

In dem hohen, lustigen Raume, den die Kranken in langen Reihen einnahmen, sah man Frauen und Mädchen der Stadt, unter Leitung von Diakonissinnen und barmherzigen Schwestern, ihr schweres Samaritanerwerk als Wärterinnen und Pflegerinnen üben, sei es, daß sie mit milder Hand neue Verbände auf die nicht selten schauerlichen Wunden legten oder Speisen reichten, jedem das vom Arzt Gestattete, oder auch daß sie die Ungeuldigen und Verzweifelnden mit freundlichem Zuspruch erfreuten. Welchen Trost gewährte es nicht dem Leidenden, wenn er, aus schweren Träumen erwachend, ein jugendlich blühendes Gesicht in herzlicher Teilnahme über sich gebeugt sah! Es war dies ein kleiner Erjas für das liebevolle Auge der Mutter oder Schwester in der fernem Heimat.

Über den Wärterinnen standen die Aufsichtsdamen der Stadt, die meist den ganzen Tag in dem Gebäude zubrachten. Da meine Mutter zu denselben gehörte, nahm ich mich als ihr Gehülfe ihrer Kranken an, indem ich ihnen passende Bücher verschaffte oder, was am dankbarsten angenommen wurde, Briefe an die Angehörigen schrieb. Ein guter Dienst war es auch, ihnen die lästigen, von bloßer Neugier hergeführten Besucher und die Spender unpassender Erquickungen fern zu halten.

Anfangs waren nur Deutsche und Franzosen in Pflege gegeben worden, eines Tages aber — in der ersten Hälfte des August — wurden gegen hundert Turkos auf einmal angefaßt. Ein gelinder Schreck ging durch das ganze Hospital. Es waren mancherlei Schauererzählungen über diese Barbaren, welche Frankreich wie wilde Tiere gegen uns losgelassen hatte, verbreitet, so daß man die schlimmsten Befürchtungen hegte. Bisher hatte man Deutsche und Franzosen nach ihrer Volksart geschieden, so daß die Bettbaren sich unterhalten konnten. Wie aber sollte man nun diese wilden Afrikaner verteilen, die sich gewiß untereinander zu bösen Werken verabreden würden?

Nach längerem Erwägen beschloß man, sie zwischen die Franzosen zu legen. Haben diese die weißen Kerle aus Afrika herübergebracht, sagte man sich, so mögen sie auch deren Gesellschaft ertragen. Zwar murrtten die Rothosen über diese Anordnung, aber sie mußten sich ebenso gut wie die Wärterinnen flügen, die ja durch die Pflege der Barbaren in die nächste Berührung mit ihnen kamen.

Meine Mutter, die der französischen Sprache völlig mächtig war, erhielt die Aufsicht über die Abtheilung, wo die Turkos lagen.

Doch ich muß zunächst von der Ankunft der schwarzen Kerle erzählen. Ich hatte mich zur angegebenen Stunde mit den Krankenträgern, einer Abtheilung des Männerhilfscorps, das man gebildet hatte, vor dem Thor der Eisenbahnwerkstätte eingefunden; aber der Zug verspätete sich, wie gewöhnlich in damaliger Zeit, und langte erst nach einer Stunde mit zwanzig Gepädwagen an. Bayerische Fußsoldaten bewachten die auf Stroh gelagerten Turkos und übergaben uns die Ladung. Einige Verwundete, die noch gehen konnten, humpelten, auf Stöße oder Weinbergspfähle gestützt und mit blutigen Binden umwickelt, durch die Gasse der aufgestellten Betten; andere, ebenso verummitt, wurden, über ein Brett ausgestreckt,

auf den Schultern von je zwei Trägern hereingebracht. Ich faßte mit an, obgleich es mir ein wenig gruselte. Unsere erste Last war ein Schwerverwundeter, auf dessen wildergertertem Gesicht bereits der Tod stand. Darauf luden wir einen wohlgebildeten, kräftig gebauten, fast ganz schwarzen Burschen auf, der ein weißes Tuch wie einen Turban um seinen Kopf geschlungen hatte. Auf seinem Gesicht war deutlich die Furcht zu lesen, daß er jetzt zur Schlachtbank geschleppt würde. Angstvoll grub er seine scharfen Nägel in die Halsbinde seines Trägers ein, als wollte er ihn würgen; aber die tiefe Brustwunde, die durch das offene Demd sichtbar war, nahm ihm die Kraft.

Alle diese Menschen starrten von blutigem Schmutz. Man beeilte sich, den Erschöpften einige Erquickung zu reichen, dann sie umzukleiden, zu reinigen und zu verbinden. Die Wunden der meisten hatten bisher keine oder nur die notdürftigste Pflege gefunden. Ein Turkoergeant, der einzige unter diesen Afrikanern, welcher der französischen Sprache mächtig war, ging, von seiner leichten Wunde unbehindert, den Wärterinnen gefällig an die Hand und machte überhaupt den Dolmetscher zwischen den nur arabisch sprechenden Söhnen der Wüste und den Kulturmenschen.

Vielen der Turkos wurden Messer aus der roten Wollmütze (Fes) oder den dicken Haaren gezogen; der im weißen Turban hatte sogar mehrere in seiner Kopfbedeckung versteckt. Zwei oder drei schafften bei der Untersuchung ihre kleinen Waffen geschickt bei Seite und verbargen sie in ihrem Bette. Wie sich bald herausstellte, dienten ihnen die Messer mehr zum Spiel als zur Verteidigung gegen vermeintliche Feinde, und sie weinten wie Kinder um deren Verlust, indem sie tigerartige Blicke um sich warfen, die mehr Schrecken erregten, als sie verdienten. Die Redensart von Dolche = blicken wäre hier am Platze gewesen.

Mahmud ben Hamidu — so nannte sich der im weißen Turban — riß dem Arzt ein scharfes Messer, das dieser an seine Brust brachte, mit wildem Schrei aus der Hand und war eben im Begriff, es ihm in die Brust zu stoßen, als die Wärterin ihm noch zur rechten Zeit in den Arm fiel. Der herbeieilende Sergeant erklärte den Vorgang. Mahmud war der Meinung gewesen, der Arzt wolle ihm aus Leben. Derselbe beruhigte sich bald, als er hörte, daß es sich bloß um die Reinigung seiner Wunde handelte.

Überhaupt nahmen die Turkos — von einigen verwilderten Kerlen, die bald nach Kasst geschafft wurden, abgesehen — gar bald ein zutrauliches Wesen an, da sie begriffen, daß man ihnen wohl wollte, und die Pflegerinnen hatten bald lieber mit ihnen zu schaffen, als mit manchem andern Verwundeten, der große Ansprüche an Kost und Verpflegung machte und sich wie ein verwöhnter Gast in einem Wirtshause benahm. Auf die Bitte des Sergeanten wurden nun die Turkos zusammengelegt und konnten miteinander schwätzen und verkehren.

Mit dem bishen Arabisch, das ich damals schon mußte, konnte ich wenig ausrichten. Zwar begriffen die Turkos ungefähr, was ich wollte; aber ihre nordafrikanische Mundart blieb mir anfangs ganz unverständlich, so daß sich ein Gespräch nicht herstellen ließ. Auch hier machte der Sergeant häufig den Vermittler. Eines Tages sagte er mir, daß es sehr willkommen sein würde, wenn ich aus dem heiligen Buch der Mohammedaner, dem Koran, vorlesen wollte. Dies geschah dann meist nach einer der fünf Gebetsstunden, die der Sergeant mit seinen Landsleuten abhielt. So

richteten wir eine Art von Gottesdienst ein, der noch mehr dazu beitrug, den Charakter dieser Halbwilden zu sämftigen. Auch nannten sie mich scherzweise ihren Imam, d. i. Priester, und wollten mir oft zum Zeichen ihrer dankbaren Verehrung das Kleid küßen.

Aberhaupt zeigten sich diese Muselmanen durchaus freundlich gegen die Christen. Wenn der evangelische Pfarrer wöchentlich einmal kam, um den Gottesdienst zu halten, und das Schlußgebet sprach, falteten die Turkos, in Nachahmung der Christen, ihre braunen Hände und horchten still auf die ihnen unverständliche Rede. Auch die Katholiken und zwei Juden, die sich unter den Verwundeten befanden, zeigten Theilnahme, und es war mir immer ein rührender Gedanke, daß so die Gottesverehrung aus verschiedenen Religionen zusammenfloß. Wie man ihn auch anruft, war mein Gedanke, er hört es.

Kam dann der katholische Priester, um seinen Religionsgenossen den geistlichen Trost zu bringen, oder stellte sich der Rabbi in gleicher Absicht ein, so herrschte ebenfalls andächtige Stille. Ebenso fand auch der Sergeant, wenigstens rings um das Turko-Viertel, gebührende Achtung, wenn er als eifriger Vorbeter in arabischer Sprache anbot: „Gott ist der Allhöchste! Gott ist der Erhabenste! Ich bezeuge, daß Mohammed der Prophet ist. Kommt zum Gebet! Kommt zum Tempel des Heils! Groß ist Gott!“

Beim Morgengebet vergaß er nie hinzuzufügen: „Gebet ist besser, denn Schlaf.“

Die Turkos machten dann, indem sie diese gottesdienstlichen Formeln murmelnd nachsprachen, in den Betten hockend, die üblichen Verbeugungen und wandten die großen schwarzen Augen ostwärts nach der heiligen Stadt Mekka. Die in der Genesung weiter vorgeschritten waren, warfen sich neben ihren Betten auf den Boden; alle aber erhoben die Hände.

Eine große Freude machte ich den braunen und schwarzen Burschen, als ich auf ihre wiederholte Klage, daß man ihnen das Messer, ihr einziges Spielzeug, genommen habe, dünne Rohrstäcke unter sie verteilte. Sie fuchtelten nun den ganzen Tag mit ihren Stöcken und kreuzten sie lachend, wie zum Gesechte. Wenn sie einer Wärterin, die eine Liebesspeise brachte, ihren Dank sagen wollten, klopfen sie ihr lieblosend mit dem Rohr die Schulter. Einer der Turkos zerbrach sein Stöckchen in drei Stücke und übte sich, mit zweien das dritte in die Luft zu werfen. Dies gelang ihm infolge beständiger Wiederholung so gut, daß er seine Kameraden als Taschenspieler belustigen konnte.

Allmählich wurde ich der nordafrikanischen Mundart so weit mächtig, daß ich mich ohne Anstoß mit diesen Leuten verständigen konnte. Dies war mir um so lieber, als ich fort und fort an eine Reise nach Afrika dachte.

Mahmud ben Hamidu lag, während viele seiner

Kameraden glückliche Fortschritte in ihrer Genesung machten, an seiner schweren Brustwunde darnieder und trug, obgleich von Natur ein bestiger Mensch, mit muselmännischer Fassung sein schweres Leid. Seine Lunge war durch eine Kugel, die man nicht hatte hervorholen können, verlegt. Die Ärzte sagten, daß keine Hoffnung sei, ihn zu retten, was er auch selber fühlte. In seinen Fieberphantasien bot er seltsamer Weise Rosenöl aus und lud Frauen ein, bei ihm zu kaufen. „Tritt näher, schöne Haffsa!“ rief er wiederholt. „Ich kenne dich durch deinen Schleier durch. Wer hat so strahlende Gazellenaugen, wie du?“

Oft sprach er auch von den Freunden des Paradieses, von den Huris, den ewig blühenden Gefährtinnen der Seligen. „Sie sind liebliche, thaufrische Rosen“, sagte er einmal; „aber Haffsa duftet süßer als sie.“

Bei diesen Reden sahen die Turkos einander verwundert an. „Wer kann sich mit den Huris vergleichen?“ rief einer unwillig. „Laßt ihn! er redet wie ein Trunkener“, sagte ein anderer.

Eines Abends, als ich mich eben anschickte fortzugehen, winkte er mich her mit seinem Stöckchen,



„Sage meinem alten Vater, daß ich, meinem Schwur getreu, dem Kaiser der Franzosen redlich gebiet.“

du eine kleine alte Moschee — so nennen wir unsern Tempel — die Moschee der Derwische geheißten. Dicht dabei steht ein dürftiges Häuschen, das der Ferrasch, d. h. der Moscheenthrone bewohnt. Dieser Ferrasch, Hamidu ben Chodicha mit Namen, ist mein Vater.“

Hier hielt der Arme ein, weil ihn der Atem verließ. Nach einer Weile fuhr er, die Hand auf die wunde Brust gedrückt, mühsam fort: „Sage meinem alten Vater, daß ich, meinem Schwur getreu, dem Kaiser der Franzosen redlich gebiet und tapfer kämpfend, nach Allahs Willen, die Todeswunde empfangen habe. Sage ihm, daß meine Gedanken im Sterben um ihn und Haffsa schweben. Er soll die Hände für seinen Sohn erheben, auf daß ihm die Pforten des Paradieses nicht verschlossen bleiben.“

Die lange Rede war für Mahmuds franke Lunge eine übergroße Anstrengung gewesen. Blöthlich schnellte er empor; ein erstickender Blutstrom schoß aus seinem Munde, und der Turko war eine Leiche.

Man hatte den Toten, die aus den Militärhospitälern kamen, ein besonders Feld auf dem Gottes-

ade
sie
Rel
best
Kir
Joh
Za
den
Za
Kir
Kre
gef

ich
In
zwei
Tur
han
sam
See

Pre
öffn
?
man
Ger
sie
gest
Wä
war
auch
allen
Ein
lern
dir!
just
Gum
imm
Ser
euch
schü
nicht
gehe
Ma
führ
gege
einn
Es
ihm
alles
tot;
sind
Ber
sind
Fre
kräft

Ma
in r
ich
mad
die
Apf
Ang
bere
hoch
Tur
gün

ader angewiesen. Hier wurden sie reihenweise, wie sie anlangten, ohne Unterschied der Nation oder Religion bestattet; nur die Israeliten kamen auf den besondern Begräbnisplatz ihrer Glaubensgenossen. Eine Gesellschaft, die sich in der Stadt gebildet hatte, sorgte für schwarze Holzkreuze mit Namensbezeichnung. Tag für Tag hörte man in den Straßen Karlsruhens den Totenruf der gedämpften Trommeln, Tag für Tag erschallten die Schüsse, die den abgechiedenen Kriegsmännern als letzten Gruß über das Grab nachgeschandt wurden.

Acht Tage nach dem Tode Mahmuds nahm ich meinen Weg nach dem Karlsruher Gottesacker. In der siebenten Reihe der Soldatengräber fand ich zwischen einem Preußen und einem Franzosen unsern Turko. Seine Grabchrift lautete: Mahmud ben Hamidu vom ersten Kaiserlichen (algerischen) Infanterieregiment, geb. in Tunis 1852, gest. den 8. September 1870.

Armer Mahmud, sagte ich zu mir, wird der Prophet nicht Anstand nehmen, dir das Paradies zu öffnen, wenn dein Leib unter diesem Kreuze ruht?

Als die überlebenden Muselmanen im Eisenbahn-Hospital ihre Geneung erlangt hatten, wurden sie den Gefangenen in Raftatt zugestellt. Ihr Abschied von den Wärterinnen und Aufsichtsdamen war ein durchaus freundlicher, und auch mir, dem „Imam“, wurde von allen ein herzlicher Händedruck zuteil. Einige hatten so viel Deutsch gelernt, daß sie ein: „Wir danken dir! Mög' es dir Allah lohnen!“ zustande brachten. Besonderer

Gunst erfreute sich bei uns der immer dienstfertige, lebenswürdige Sergeant. „Wir wären gern bei euch geblieben,“ sagte er auf französisch, „und es gefällt uns gar nicht, gefangen in die Festung zu gehen und Kommissbrot zu essen. Man hat uns über das Meer geführt und plötzlich einem Feind gegenüber gestellt, den wir nicht einmal dem Namen nach kannten.

„Salem aleikum, Hamidu ben Chodscha!“ Es hieß, wir würden leicht mit ihm fertig werden und reiche Beute finden; aber das alles sind nur Lügen gewesen. Viele von uns sind tot; ihre Gebeine ruhen in fremder Erde. Andere sind zu Krüppeln geschossen. Das ist die reiche Beute! Und die wir als Feinde betrachten sollten, sind unsere Freunde und Wohltäter geworden. Ja ja, Freunde!“ wiederholte er und schüttelte uns allen kräftig die Hand.

Ich hatte mir die Angaben des verstorbenen Mahmud hinsichtlich seiner Heimat und seines Vaters in meiner Schreibtafel aufgezeichnet; denn obwohl ich keine Mittel besaß, eine weite Orientreise zu machen, so lebte ich doch als ein junger Mann, den die Zukunft als ein Orangenbaum mit goldenen Äpfeln anlachte, der frohen Hoffnung, von jenen Angaben Gebrauch machen zu können; ja, ich sah mich bereits in meinen Träumen, mit gekreuzten Beinen hoch auf dem Rücken eines Kamels schwebend, im Turban und weißen Burnus die Wüste durchziehen.

Da der Krieg einen so überaus raschen und günstigen Verlauf nahm, kehrte ich bald in meine

Schule zurück und bezog im Herbst 1871 die Universität, wo ich mich im Arabischen weiter vervollkommnete und noch andere Sprachen des Orients hinzu erlernte. Mein Gedanke war, Professor an einer Hochschule zu werden, was mir auch wohl ziemlich bald gelungen wäre, hätten meine Studien nicht abermals eine Unterbrechung erlitten. Ein deutscher Kleinfürst, dessen Aufmerksamkeit durch einen meiner Universitätslehrer auf mich gelenkt war, machte mir den Vorschlag, seinen zwanzigjährigen Sohn als Sprachkundiger auf einer Reise nach Palästina und Nordafrika zu begleiten. So wurde zu meiner nicht geringen Freude mein Touristenrausch zur Wahrheit.

Der junge Fürst hatte glücklichlicher Weise noch einen Hauptmann als militärischen Begleiter, so daß ich mich auf der Reise gelegentlich frei machen und meine Orientstudien in neuer Weise praktisch fortsetzen konnte. Unser Weg ging durch Italien und Griechenland nach Ägypten, wo der Vizekönig die Freundlichkeit hatte, uns ein Nilschiff zur Verfügung zu stellen.

Da die Mutter meines Prinzen ihrer Niederkunft entgegen sah, hatte derselbe den Auftrag, eigenhändig Wasser aus dem Jordan zu schöpfen, womit das Haupt des zu erwartenden Tauslings benetzt werden sollte. Dies war ein Grund, weshalb wir uns aus dem Nilthal nach dem gelobten Lande begaben. Mit einer wohl versiegelten Flasche des heiligen Wassers versehen, durchkreuzten wir das blaue Mittelmeer bis nach Tunis, an dessen Fürsten wir Empfehlungsbriefe mit uns führten, und kehrten dann über Algerien, Spanien und Frankreich, reich ausgestattet mit neuen Anschauungen und Lebenserfahrungen, in das Vaterland zurück.

Über meinen Aufenthalt in Tunis muß ich einiges berichten.

Die Empfehlungsbriefe an den Bei verschafften uns gute Aufnahme an dem Hofe dieses Kleinfürsten. Der Ruhm des neugeborenen Deutschlands war bereits bis dahin gelangt und warf einigen Glanz auf uns. Der Bei gab uns ein Fest in seinem Palast und heftete meinem Prinzen eigenhändig seinen höchsten Orden mit dem Namenszug in Brillanten auf die Brust. Dem Hauptmann und mir wurde das Offizierskreuz desselben Ordens zuteil.

Tunesischer Ritter, diese merkwürdige Ehre hatt' ich mir nicht träumen lassen!

Da der jüngere Bruder des Beis mit meinem Prinzen und dem Hauptmann wiederholt Jagden auf Wildschweine, an denen die Umgegend von Tunis reich ist, veranstaltete, blieb mir reichlich Zeit, den Spuren Hamidu ben Chodschas, des Vaters jenes Turkos nachzugehen. Durch enge, krumme, ungepflasterte Gassen gelangte ich nach der Vorstadt Bab Dschira und vor die kleine Moschee der Dervische. Auf der Schwelle derselben stand ein alter Mann in schmutzig weißem, halbzerrißnen Burnus, den der Besen in seiner Hand als Ferrausch bezeichnete.

„Salem aleikum, Hamidu ben Chodscha!“ (Friede mit dir, S. b. Gh.) sagte ich nach der ge-



„Salem aleikum, Hamidu ben Chodscha!“ sagte ich nach der gewöhnlichen Grußformel.

wöhnlichen Grußformel; denn ich konnte nicht zweifeln, daß ich den richtigen Mann vor mir hatte. „Aleikum essalem, Rumi!“ (Mit dir sei Friede, Christ!) erwiderte der Alte überrascht, die Arme auf der Brust kreuzend, mit vorgebengtem Haupte.

„Hattest du nicht einen Sohn, Mahmud ben Hamidu mit Namen, der mit den Franzosen vor drei Jahren in den Krieg gezogen und nicht wiedergekehrt ist?“

„Wohl besaß ich einen Sohn, der achtzehn Jahre alt, dahingegangen, wohin wir alle gehen. Ein Brief von Algier gab mir Kunde. Und du, Christ, bringst du mir Botschaft von meinem Erstgeborenen, dann möge dein Eintritt in Tunis segnet sein!“

Ich mußte nun erzählen, und der Ferrasch wurde nicht müde, nach allem, was seinen Mahmud betraf, genau zu forschen; aber die Würde des Muselmans gebot ihm, seine Gefühle an sich zu halten, und so hörte er mit Fassung von seiner Verwundung, seinem Siechtum und seinem Hinscheiden. Dann und wann warf er einen Koranpruch, den er jedesmal feierlich in halbstingendem Tone vortrug, in meine Erzählung ein. Als ich ihm von der Teilnahme berichtete, welche die Turkos in dem Eisenbahn-Hospital dem Gottesdienste der Christen bewiesen hatten, sagte er: „Gottes ist der Westen und der Osten“ und: „Alle Gläubigen sind Brüder.“

Dann, sich zu mir wendend, sprach er seinen Dank für meine Nachrichten aus und forderte mich auf, in die Hütte zu treten, um auch seinem Weibe Kunde von dem geliebten Sohne zu bringen. Diese Einladung setzte mich in nicht geringes Erstaunen; denn es widerspricht bekanntlich ganz und gar der Sitte auch des geringsten Mohammedaners, einen Mann, zumal einen ungläubigen Fremden, in sein Haus zu führen. Aber bald löste sich mir das Rätsel. Die Frau war eine Mohrin, welche sich der von Armut gebrückte Hamidu offenbar anserfornen hatte, weil die Morgengabe, die der Tuniesier den Eltern der Braut zu zahlen verpflichtet ist, bei einer Schwarzen in Wegfall kommt. Mohrinnen müssen überhaupt hoch zufriedener sein, wenn sie von Mauren zu Gattinnen erhoben werden. Auch hatte, wie ich bald sah, der sonst gutmütige Ferrasch so wenig Aufmerksamkeit für seine Frau, daß er sie wie eine niedrige Magd hielt und sie — trotz ihrer stets freundlich demüthigen Dienstfertigkeit — wenn er übler Laune war, Utschel Kelba, d. i. Hundsgesicht nannte, und ihre Gesichtszüge erinnerten wirklich an die eines Bullenbeißers. Das paßte freilich wenig zu ihrem Namen, denn sie hieß Habba, was so viel als „Liebe“ bedeutet.

Das Häuschen Hamidus hatte — von der kleinen Küche abgesehen — nur ein Gemach, dessen sämtlicher Hausrat aus einer Strohmatte bestand, welche Tisch, Stühle und sogar das Bett ersetzen mußte. Im Übrigen war der Boden nackte Erde, der — ich beb' es ausdrücklich zu Habbas Ruhm hervor — stets sehr rein gehalten war. Die Schwarze, welche etwa vierzig Jahre zählen mochte, kam uns, von Fett und unterwürfiger Freundlichkeit glänzend, watschelnd wie eine Ente, entgegen. Auf ihrem Rücken saßen zwei nackte Zwillinge, wie kleine schwarze Hunde, von einem kanariengelben Tuche gehalten. Sie trug einen zerklüftten, aber reinen, weißen hemdartigen Überwurf, der bis an die Knie reichte. Die ebenfalls weißen Beinkleider schlossen eng, wie Futterale, um die wohlgepolsterten Glieder. Die breiten nackten Plattfüße waren schwarz wie Ebenholz; doch zeigten die Nägel

und die Sohlen — wie auch die Handflächen — eine hellere Farbe. Ihr kleingelocktes, dicker, reichlich mit Fett eingeriebenes Haar starnte, gleich einem Drahtgeflechte, von den Schläfen ab. Mit einem hölzernen Erieh, den sie durch diesen Schwarzwald gestieft hatte, grub sie von Zeit zu Zeit auf ihrem Daarboden — wodurch sie nicht appetitlicher wurde. Als das Schönste an ihr blinkten die prächtigen Zähne — das elsenbeinerne Gatter zwischen dem weiten Thor der wulstigen Lippen, das in grinsender Freundlichkeit beständig offen stand.

Bald kamen noch vier Kinder, die — wie Said und Saïda, die Zwillinge — ganz schwarz und nackt waren, zwischen Habbas Beinen und an den Seiten, wie die Küchlein einer Gludheme, hervor. Der Ferrasch mußte mir seine Nachkommenschaft vorstellen: Omer, Ali, Said, die Knaben, und Nesla, Cora, Saïda, die Mädchen. Zwischen Mahmud, dem Turko, und Omer, dem ältesten der drei anwesenden Knaben, waren drei Kinder als Opfer einer Blatternepidemie ausgefallen. Von zehn lebten also sechs, und die Eltern, denen es schwer genug fallen mochte, das halbe Dutzend zu füttern, konnten um so eher ihren Ältesten verschmerzen. Dennoch schien ihnen derselbe besonders ans Herz gewachsen zu sein, und als der Ferrasch seiner Gattin mitteilte, welche Pflege Mahmud in meiner Heimat bis an sein Ende gefunden, warf sie sich zu meinen Füßen und wollte mir in überschwenglicher Dankbarkeit die bestäubten Etiefel küssen. Nur mit großer Mühe konnte ich diese Huldbigung von mir abwehren.

Vitterarm, wie die ungeheure Mehrzahl der Einwohner von Tunis, entschuldigte sich der gute Hamidu mit rührendem Bedauern, daß er nicht in der Lage sei, wie es doch die Gastlichkeit dem Mohammedaner gebietet, dem Besuchenden Kaffee und eine Pfeife dazubringen. „Das Schicksal,“ sagte er mit schmerzlicher Geberde, „hat mir den schwarzen Trank und den blauen Rauch, die Wonne der Zunge und der Nase, wie so vieles andere, verboten; in meinem Hause ist ewiger Fasttag.“

Ich bot dem Moscheenlehrer eine Cigarre an, die er mit tiefer Verbengung empfing, und wir begannen beide, Rauchwölkchen in die Luft zu senden. Da die Mohrin den blauen Gebilden mit lusternen Augen folgte, wagte ich es, auch dieser holden Dame mein Täschchen zu bieten. Sie griff mit Vier hinein, und bald saßen wir drei mit getrunzen Weinen, Hamidu und ich auf der Strohmatte, Habba bescheiden im Hintergrunde, und dampften wie eben so viele im besten Gang befindliche Kohlenmeiler. Said und Saïda, die Zwillingsskulpturen, waren unterdessen nach einem andern Genuße begehrlieh geworden, und die Schwarze nahm keinen Anstand, den Appetit beider aus ihrer Fülle zu befriedigen. Die übrigen Kinder lauerten um die Mutter und gafften uns staunend an. Dies schwarze Menschenhäuflein mit den schwarzen Wollköpfen verschwand bald unter den dicken Tabakswollen der Negerin, bald kam es wieder hervor.

Wie wir so saßen oder hockten, hörte man von der Estrade den Eblöbschi seine Ware anrufen. Der Eblöbschi ist ein wanderndes Kaffeehaus; er trägt ein Gefäß mit Kohlenfeuer und einer Menge winziger Kaffeekännchen und Täschchen auf dem Rücken. Wird er angerufen, so stellt er den Kohlentopf nieder, bläst die Nische von dem Feuer und hält ein Wasserkännchen darüber. Rodt das Wasser, so schüttet er gepulverten Kaffee hinein und läßt das Wasser noch

ein
fert
dare
für
und
sich
das
sich
auf

gut
ver
lang
Zue
fre
sch
mit
Sni

Got
Kaf
Lebe
Erg
hoffi
betr
Gell
an
zu
Kron
Mü
hunn
raun
gen

ihre
Stit
Aral
math
man
und

wohl
Gist
Man
zu
die
er
zahl
auch
er
u
von
Sta
wert
aus

mer
stellt
sein
geto

jung
auf
mehr
stau
und
häng
blut



einmal mit dem Kaffee kochen. Nun gießt er den fertigen Kaffee in ein Täschchen und schickt denselben durch einen Jungen, der ihn stets begleitet, den Kunden zu. Dies alles ist das Werk weniger Minuten und spottbillig. Das wandernde Kaffeehaus nimmt sich nicht einmal die Zeit, das Leerwerden der Täschchen, das bei dem feierlichen Muselman sehr langsam vor sich geht, abzuwarten, sondern sammelt dieselben erst auf dem Rückweg von seinem Rundgang wieder ein.

Da der Inhalt der Täschchen nicht mehr als einen guten Schluß beträgt, ließ ich sie dreimal füllen und verschaffte so dem Ferrasch und seiner Mohrin ein langentbehrtes Labfal. Die Kinder bewirtete ich mit Zuckerwerk, das der Söbbschi ebenfalls mit sich führt. Freudegrinzend und schmagend fielen sie wie die Schweinchen darüber her und wülften die Schüsselnchen mit ihren roten Zünglein aus, so daß auch kein Spärchen zurückblieb.

„Allah asys! Allah akbar!“ (Gott ist allmächtig! Gott ist groß!) rief der Moscheenlehrer in seiner Kaffeeverzückung. Wöchten gute Engel dich durchs Leben tragen, o Rumi! Du hast uns eine große Erquickung bereitet, so wahr ich auf das Paradies hoffe am jüngsten Tage! Meine Befohlung als Ferrasch beträgt nicht mehr als hundert Francs nach eurem Gelde. Das reicht nicht hin, um den Jahresbedarf an Gerstenteig und Oliven — unsere tägliche Kost — zu bestreiten. Piefen nicht dann und wann die Frommen, welche in unserer Moschee beten, eine kleine Münze in meine Hand gleiten, wir müßten verhungern. Ah! ah! der Duft deines Tabaks bezaubert mich. Ich möchte auf diesen blauen Wölkchen gen Himmel steigen.“

Auch die Schwarze suchte mit heftigen Geberden ihre Seligkeit auszudrücken. Ihre in greinerender Stimme vorgetragene Dankrede, ein Mischmasch von Arabisch und irgend einer Neger Sprache, war mir natürlich unverständlich. Hamidu sagte mir: „Niemand in Tunis versteht meine Habba, als ich. — Ich und Allah!“ setzte er feierlich hinzu.

Als ein Mann der Kirche war der Ferrasch wohl unterrichtet und schriftkundig, und ich durfte von Glück sagen, in diesem bescheidenen, dienstfertigen Manne einen brauchbaren Führer in Tunis gefunden zu haben. Hochzufrieden mit zwei Francs täglich, die ich ihm nach eigener Forderung zahlte, schleppte er mich durch alle Moscheen und deutete mir die zahlreichen Sprüche, die sie enthalten. Er führte mich auch zu den Altertümern der Umgegend, mit denen er nicht ganz unbekant war. Zugleich berichtete er von den Sitten und Gebräuchen des Landes und der Stadt vieles Merkwürdige und wurde zuletzt so vertraut mit mir, daß er mir sogar Mittheilungen aus seinen Familienverhältnissen machte.

Eines Tages, als wir miteinander auf den Trümmern der alten hochberühmten Stadt Karthago saßen, stellte ich ihm die Frage, wie es gekommen sei, daß sein Sohn Mahmud Kriegsdienste bei den Franzosen genommen habe.

Die Antwort war folgende:

„Wisse, o Rumi, daß mein Erstgeborener, so jung er noch war, als Rosenöhlhändler eine Bude auf dem Bazar hatte und daß er viele und auch vornehme Kundschaft besaß. Um so mehr wirst du staunen, daß er das fette Schaf, das er dort weidete und von dessen Wolle auch manches Flöschchen an mir hängen blieb, auf einmal im Stiche ließ, um in einen blutigen Krieg zu ziehen. Aber die Schicksale der

Menschen sind oft seltsamer Art, und Allah ordnet die Dinge nach seinem, nicht nach unserm Ermessen. Es ist dir auch bekant, daß uns, wie im Alter Ehrgeiz und Habgucht, so in der Jugend die Liebe zu Sklaven macht, und daß, obwohl unsere Ehen von den Eltern geschlossen werden, ohne daß der junge Mann seine Braut vor der Hochzeit zu Gesicht bekommt, sich doch manchmal die Liebe heimlich als Dieb einschleicht, und, wie die Sonne die Eier des Krokodils, die Eier des Verderbens ausbrütet. Höre jetzt, wie es meinem Mahmud erging.



Die Nachtigall & Rosenöls.

Es war, wie du dich selbst überzeugt hast, ein stattlicher Jüngling, der von seiner Mutter nur die dunkle Farbe, nicht aber das Mohren-gesicht geerbt hatte. Auch besaß er unter seinen Kunden viele Frauen, die ja dem Rosenöl besonders nachfragten. Und wenn auch dieselben nach unserer Sitte tief verschleiert gingen, so mußten sie doch sehen, daß Allah ihn mit männlicher Schönheit geschmückt hatte. Was aber die Kunden außerdem anlodete, war seine schöne Stimme; denn er rief seine Ware singend aus und wußte allem, was er vortrug, ein zierliches Kleid zu geben. Auch hieß er allgemein die Nachtigall des Rosenöls.

Eines Tages sagte eine der Frauen, die bei ihm zu kaufen pflegten, zu Ali Mustapha, ihrem Manne, dem reichen Waffenhändler in der Straße der drei Palmen: „Wahelich, Ali, das ist ein Jüngling, der mir wohl anstehen würde für unsere Tochter Hafisa.“ Da es nun aber nicht schicklich gewesen wäre, wenn Frau Chredidscha — dies war ihr Name — selbst Rücksprache mit mir genommen hätte, so kam ihr hochmüthiger Mann in mein Haus, um wegen der Morgengabe, die wir an ihn zahlen sollten, zu unterhandeln. Was konnten wir dem reichen Waffenhändler, der naserümpfend umherichaute, bieten?

Ich sagte ihm, daß meines Sohnes Geschäft die beste Morgengabe sei; aber er schüttelte das Haupt und ging pfeifend von dannen. Pfeifen ist Wind, und seine Antwort war auch Wind.

Die kleine Hafisa hatte ihren Sinn auf meinen Sohn gestellt, den sie in Begleitung ihrer Mutter Chredidscha mehrmals in seiner Bude gesehen hatte. Sie wollte ihn aber nicht nur sehen, sondern auch dem strengen Vater zum Trost, in Verachtung unserer Sitte, sprechen. Wie viel Böses hat nicht seit Goas Zeit die Zunge gestiftet? Das sollte nun auch hier wieder offenbar werden.

Es befand sich damals ein wohl schon achtzig-jähriges, ganz verschrumpftes Weib, das, wie die Tochter des Propheten, Fatime hieß, in unserer Stadt. Diese Alte, die sich ein Geschäft daraus machte, Heiraten für Geld zu stiften, und auch in dem Hause des reichen Ali verkehrte, hatte eine Bitterung von Hafisas Neigung und drängte sich mit Anerbietungen an sie heran. „Ich sehe,“ sagte sie zu ihr, „daß du ein kluges, unternehmendes Kind bist. Wohlan, ich will den schönen Mahmud zu dir führen, wenn du draußen vor dem Thor in deinem Garten sein wirst.“

Da erschrak die kleine Hafisa und schalt die Spitzbübchen, die so Stroh und Feuer zusammen bringen

wollte. Aber nach einer Weile sagte sie: „Komme morgen gegen Sonnenuntergang in den Garten zu mir: da wollen wir das nähere in aller Heimlichkeit besprechen.“

Als Fatime zur rechten Zeit sich dort einstellte, sagte Hafisa: „Laß mich ihn sehen, ohne von ihm gesehen zu werden.“

„Wie soll ich das machen?“

„Siehst du dort die Mauer? Sie ist alt und brüchig, und wenn du den Mastixbaum zurückbiegst, wirst du ein Loch bemerken, durch das man bequem auf die Straße schauen kann. An diese Stelle gehe ich oft und betrachte mir die Vorübergehenden; denn es ist langweilig, wie ein Vogel im verhängten Käfig zu sitzen.“

Nachdem die Alte die Maueröffnung eingesehen und brauchbar gefunden hatte, versprach sie, meinen Sohn zu bestimmter Stunde vor das Guckloch zu bringen und hinte vergnügt, in Hoffnung auf einen guten Lohn, von dannen.

Mein Mahmud, damals noch ein Jüngling von gut sechzehn Jahren, war längst ausgewachsen und es regten sich die Gefühle des Mannes in ihm, obgleich sein Gesicht noch so wenig Haar zeigte, wie die Wange Habbas. Wenn die tiefverschleierten Frauen an seine Bude traten, kam ihm oft der Wunsch zu wissen, was hinter den Umhüllungen stecke, und sicher stellte er sich viel Schöneres vor, als wirklich vorhanden war; vor allen aber gefiel ihm die kleine Hafisa, und die alte Schlange unterließ nicht, den Funken zur Flamme anzufachen. Früh morgens, wenn sich kaum ein Käufer auf dem Bazar sehen ließ, schlich sie zu seiner Bude, pries Hafisa als die schönste Perle von Tunis und ließ nicht ab, bis er versprach, zu jener Mauer zu gehen.

Um dem Mädchen recht ins Gesicht zu stechen, legte er sein bestes Kleid an und kaufte noch manches hinzu, was er nicht einmal gleich bezahlen konnte. Du hättest ihn sehen sollen, Rumi, wie er sich herausputzte. Ach, wenn er doch bedacht hätte, daß der Stoff, den wir als Turban um den Kopf winden, für den Gläubigen das Totenhemd bedeutet! Aber Ernst lag ihm damals fern. An diesem Turban glänzte ein Edelstein, der freilich nicht echt war, und darüber prangte ein Federbusch vom Silberreiter, der häufig bei uns gejagt wird. Sein Kleid war vom feinsten, frischesten Wollenstoff mit weiten offenen Ärmeln, wie die Reichen sie tragen. Darunter sah eine prächtig gestickte, enganschließende Jacke hervor. Rechne dazu einen Gurt aus roter Seide, in welchem ein Dolch mit eiseliertem Griff und damascierter Klinge steck. Rechne gestickte Strümpfe und seine Schuhe dazu, die den schlanken Fuß zeigten, und der schöne Herr war fertig. Bevor er nach dem Garten ging — wovon wir Eltern natürlich nichts erfuhren — zeigte er sich uns unter dem Vorwande, daß er zu einem Feste eingeladen sei. „Ein Königssohn, ein junger Sultan!“ rief Habba und weinte vor Freuden.

In solchem Schmud schritt er nun an der Gartelmauer auf und ab und spähte durch das Loch, hinter dem bald ein feuriges schwarzes Auge und ein Stückchen Schleier sichtbar wurden. Das Wenige genügte, um den verliebten Burschen in Flammen zu setzen, und auch Hafisa, die zu unserm Unheil mit Schönheit geschmückte Hafisa fand so großes Gefallen an meinem Sohne, daß die beiden sehr bald nicht mehr zufrieden waren, sich durch dieses Guckloch zu beäugeln und zu sprechen.

Das Sprichwort sagt: Wer den Finger hat, will auch die Hand. Um mich kurz zu fassen, nachdem sie an mehreren Abenden durch das Guckloch miteinander verkehrt und honigsüße Worte ausgetauscht hatten, immer unter der Wacht der Alten, kamen sie so weit, daß sie eine wirkliche Zusammenkunft verabredeten. „Nach seiner Macht und Weisheit,“ sagt der Prophet, läßt Allah irren, wen er will, und den richtigen Weg finden, wen er will.“ Mein tollgewordener Sohn schwang sich über die Mauer und sie fanden sich in einem Gartenzelte.

Hanidu fuhr sich mit seinen schmalen Fingern durch den langen, struppigen Bart, und fuhr tiefseufzend in seiner Erzählung fort:

Zur Zeit dieser unglücklichen Zusammenkünfte stellte sich ein anderer Freier bei Hafisas Vater ein, Hassan, ein reicher Seidenfabrikant mit einem Schmerbauch, den er wie ein Faß vor sich verschleppte. Hafisa verabredete den fünfjährigen jährligen Diwanst, der schon zwei andere Frauen besaß. Anders aber dachte ihr habgieriger Vater, der den doppelten Anstoß nahm: daß er ein halber Mohr mit sehr geringer Morgengabe war.

Das Unwetter, das sich langsam über den Häuptern der Liebenden zusammenzog, kam zum Ausbruch. Eines Abends fand wieder eine Zusammenkunft in dem Gartenzelte statt, und wieder hielt die Alte Wache, als plötzlich der Vorhang des Eingangs zurückgeschlagen wurde und Ali mit Hassan

eintrat. „Verfluchter Mordhund, was schaffst du da?“ so domerte der Waffenhändler meinen unglücklichen Sohn an. Da ihn Altersschwäche hinderte, von der schweren Gartenbarke, die er ergriffen hatte, Gebrauch zu machen, gab er sie Hassan in die Hand, indem er schrie: „Schlag ihm den Schädel ein, mein Sohn! haue zu! haue zu!“ Aber bevor noch der Dide zum Schlag ausholte, fuhr ihm der Dolch meines Sohnes zwischen die Rippen, und er fiel, so schwer er war, auf den Tod getroffen, dröhnend zu Boden. Mein Sohn war gleich dem in Blut geratenen Löwen der Wüste. Mit gewaltigem Faustschlag streckte er Ali nieder. Hafisa lag in Ohnmacht. Mahmud entkam über die Gartenmauer und entfloh nach meiner Wohnung. So entkam er. „Gott ist huldreich und sehr barmherzig,“ sagt der Prophet.

Wie sich später herausstellte, hatte Fatime, das gottverfluchte alte Weib, meinen Sohn schmählich betrogen. Mit der Rechten nahm sie Geld von ihm, mit der



In solchem Schmud schritt er nun an der Gartelmauer auf und ab.

Vinten von Hassan, der natürlich reichlicher bezahlte. Sie hatte diesem die Zusammenkünfte im Garten verraten. Möchte ihr die falsche Zunge bis in den Hals hinein verdorrt sein!

Der Tod des Seidenfabrikanten, der bei Hofe etwas galt, versetzte unsern Fürsten, den Bei, in großen Zorn, und die Polizei mußte nach Mahmud spähnen, den ich in einem der Thürme unserer Moschee versteckt hielt. Sein Leben war ihm wenig wert mehr, und das Wort des Propheten: „Gott steht dem Geduldigen bei“ konnte ihm nicht zu gute kommen. Wir beschloßen, daß er die Stadt Bileb el Aneb, welche die Kranken Bona nennen, aufsuchen und sich dort anwerben lassen sollte. Ich hing ihm eine mit Gerstenbrot und Oliven gefüllte Tasche um, und er nahm traurig, von mir begleitet, den Wanderstab in die Hand.

Unterewegs erzählte er mir seine Liebesgeschichte, wie du sie von mir vernommen hast. Wir überschritten die Grenze zwischen Tunis und Algerien, und als wir bei Sonnenuntergang den Berg Dickerdschera und die Moscheen Bilebs erglänzen sahen, wandten wir uns gegen Osten und sprachen ein kräftiges Gebet. Es war das letzte Mal, daß wir zusammen unsere Seelen zu Allah erbogen.

In der Stadt zeigte man uns das Haus, wo die jungen Männer, welche das Schicksal auf die blutigen Wege des Krieges führt, sich anwerben lassen. Ein dider Frankenhauptmann mit großer Glaze und fuchsrotem Bart, dessen Augen in dem geschwollenen Gesicht kaum zu finden waren, in roter Hose, aufgekнопftem Rock und heraushängendem Hemde, empfing uns mit rauher Begrüßung.

„Wen bringst du da, du alter Kabyle?“ schrie er mich an. „Er, das ist ja ein prächtiger schwarzer Kerl! Hohe Brust, schmaler Bauch, gute Marschierbeine.“

Damit griff er ihm, wie der Fleischer einem Lohsen, in die Rippen und schlug ihm auf den Rücken, daß es dröhnte. Dann stürzte er den Rest eines Glases Absinth, das neben ihm stand, hinter und rief den Arzt, der im Nebenzimmer mit einem Mädchen schäkerte.

„Se, Doktor, visitieren Sie mal gleich diesen schwarzen Teufel! Brauchbar, sehr brauchbar, hol' mich der Satan!“

Die Untersuchung wurde sogleich vorgenommen und fiel natürlich gut aus. Man zahlte ihm dreißig Francs Handgeld, wovon er mir die Hälfte zur Rückreise überließ, und schickte ihn sogleich nach der Kaserne. Ein kurzer Händedruck war, da ich ihm nicht folgen durfte, der ganze Abschied — ein Abschied auf Nimmerwiedersehen!

Wie du sagst, Rumi, und wie mir auch von den Franken geschrieben wurde, hat er die Todesfugel empfangen. Jetzt weiß er, ich weiß es, im Paradiese. Der Prophet, die Glorie aller Welt-creaturen, hat uns an mehr als zwanzig Stellen des Koran die Seligkeit der Gottesfürchtigen, die dort wohnen, geschildert. Mit goldenen Armbändern geschmückt, in gold- und silberdurchwirkten Gewändern von feinsten Seide sitzen sie auf weichen, prachtvollen Polstern in wonnigen, von kühlen Wassern durchrieselten Gärten. Andere Quellen, die dort gehen, sind von Milch, deren Geschmack immer frisch bleibt, andere von Wein, der mit Ingwer köstlich gewürzt ist — eine verbotene Kost auf Erden, ein wunderbares Labfal im Paradiese. Wieder andere Bäche

sind von geläutertem Honig, der den Waben der Himmelsbienen entfliehet. Bäume breiten tiefen Schatten umher; süße Früchte beugen sich an vollen Zweigen zu den Seligen nieder. Ja, dort sitzen sie als Brüder einander gegenüber, und nie befällt sie Müdigkeit in diesen Lustgefilden; nie schwindet die Lust, dieselben zu bewohnen. Schöne, ewig blühende Jungfrauen mit feurigen Gazellenaugen gehen mit silbernen Kannen umher und schenken nimmer herabsinkenden Wundertrank aus der Quelle Selhebil, so viel die Becher begehren. Wer sie schaut, diese Huris, der glaubt eine aufgelöste Schnur der kostbarsten Perlen zu sehen. Da wird mein Sohn seine Hafisa längst vergessen haben.

Der Ferrasch schaute, von der Herrlichkeit seines Paradieses ganz bezaubert, mit schwimmenden Augen gegen Himmel und schwieg lange, die Lippen wie im Gebete bewegend.

„Du erinnerst mich an Hafisa,“ sagte ich nach einer Weile. „Was ist aus der Armen geworden?“

„Sie schlug jeden Freier aus, wie sehr auch der Vater drängen und die Mutter bitten mochte; denn sie hatte als einziges Kind große Gewalt über ihre Eltern, bis die Nachricht von Mahmuds Tod aus Bileb kam. Dann endlich willigte sie ein, den Heisenstopfer des Beis zu heiraten, der den Rang und die Uniform eines Obersten hat. So gehört sie jetzt zu den Damen des Hofes, und seit sie die Freundin Mohammed es Sadyks — so heißt der Bei — geworden ist, macht sie, so sagt man, Regen und Sonnenschein in Tunis. Ob sie meines Mahmud noch gedenkt, weiß Allah allein.“

Einige Tage später begegnete ich, die Straßen von Tunis mit dem Ferrasch durchwandernd, einem Manne, dessen schwankender Gang und verfallenes Gesicht mir auffielen. Er starrte meinen Begleiter mit gläsernen Augen an und verschwand in einer Bude. „Dies war Ali, Hafisas Vater,“ sagte mein Führer. „Die Hand Allahs hat ihn hart gerüttelt für den Haß, den er meinem Sohn trug. Ich habe dir gesagt, daß er Waffenhändler war. Eines Tages kamen die Offiziere des Beis und kauften ihm die kostbarsten Stücke im Werte von einigen tausend Piaßtern ab. Wenn diese Herren kaufen, ist an Zahlung nicht zu denken. Ein Kaufmann, der bei ihnen auf Berichtigung seiner Forderung dringen wollte, würde sich hundert Peitschenhiebe auf die Fußsohlen oder ein langes Gefängnis zuziehen. Seitdem ging Alis Geschäft den Krebsgang, und er selbst ist ein Hafischraucher geworden. Eben hat er sich in die Hafischbude begeben. Hafisa aber kümmert sich nicht weiter um den in Schande gefallenen Vater.“

Ich warf einen Blick in die Bude und gewahrte zwölf oder mehr stumme Gäste, welche, trunken von dem Genuße des Hanfpräparats, das man Hafisch nennt, umher lagen.

„Wie leicht wäre es für Hafisa,“ fuhr Hamidu fort, „ein Auge auf den Vater ihres ehemaligen Geliebten zu richten und aus dem vollen Becher des Überflusses einige Tropfen auf seine dürre Zunge niederträufeln zu lassen! Aber Armut ist und bleibt mein Loß. Ach! wollten doch die Menschen bedenken, daß unsere Religion Wohlthätigkeit fordert. Die Wohlthätigkeit,“ sagt der Koran, „ist einem Samen Korn gleich, das sieben Ähren, jede Ähre zu hundert Körnern, hervorbringt.“

Hamidu war durch den Lohn, den er von mir empfing, vorübergehend in bessere Umstände gekommen.

Man sah es an der Kleidung, die er und Habba jetzt trugen, und an der bessern Kost, die sie sich gönnten. Bevor ich Tunis mit meinem Prinzen verließ, gab mir der Moscheenlehrer — dies war ihm Ehrensache — einen Abschiedsschmaus, wozu ich freilich der Mohrin heimlich einiges Geld zustellte. Leider brachte Hamidu, der ein strenges Auge auf den Haushalt hatte, dies in Erfahrung, und, da der von mir geleistete Zuschuß einigen Schatten auf seine Gastlichkeit warf, bläute er das gute „Hundsgesicht“ weidlich durch, indem er seinen Pantoffel als Zuchtrute über ihr schwang. Ein unglücklicher Zufall führte mich gerade während der Abstrafung in sein Haus. Bei den Schlägen, die klatschend auf das Rückenpolster der Schwarzen niederfielen, schrie nicht nur diese, sondern es heulte die ganze Nachkommenschaft im Chorus. Man hätte glauben sollen, einen Trupp hungriger Schafale zu hören.

Natürlich nahm, als ich in die Stube trat, die Züchtigung ein plötzliches Ende. Hamidu senkte grüßend den Pantoffel ehrerbietig, wie immer. „Zu dem vierten Abschnitt des Koran, der von den Weibern handelt,“ sagte er, spricht der Prophet: „Büchligt eure Frauen, wenn sie gegen euch gefehlt haben.“

Am folgenden Tage fand dann der erwähnte Abschiedsschmaus statt. Die Mohrin hatte sich zu dieser unerhörten Festlichkeit einen Anzug hergerichtet, der eine außerordentliche That war. Ein feines türkisches Hemd von durchsichtigem Stoff umfloß ihre ansehnlichen Schultern. Die volle Gestalt war in ein brokatenes Fäckchen gezwängt, das, wie auch der rote Fes und andere Stücke, bei einem Trödler erstanden zu sein schien. Die mächtigen Säulen, auf denen ihr Körper ruhte, staken in weiten firschroten Hüllen, die nackten Füße in grellgelben Pantoffeln oder Paputschen, die sie im hastigen Gehen wiederholt verlor. Durch das blauschwarze Wollenhaar und um den Hals hatte sie Schnüre von Glasperlen, kleinen Muscheln und fleischroten Korallen, wie sie die See bei Tunis liefert, geschlungen. Ein zähneblekendes Lachen, das nicht von ihrem Gesichte wich, zeigte, wie schön sie sich fand. Auch säumte ich nicht, sie mit der Königin von Saba zu vergleichen — eine Artigkeit, die gute Aufnahme fand. Hamidu sah sie verstoßen von der Seite an und lächelte glücklich. „Sie ist keine Sklavin,“ sagte er mir ins Ohr; „ich habe sie als freie Negerin geheiratet.“

Bevor wir auf dem Teppich niederkauerten, um zu speisen, erhob der Ferrasch seine Hände zum Gebet, indem er den Anfang des Koran sprach:

„Gelobt sei Allah, der Herr der Zeiten, der Allbarmherzige, Allgütige, der Herrscher am Gerichtstage! Dich beten wir an, wir flehen Dich an um Beistand. Lehre uns die wahre Religion! die Religion derer lehre uns, gegen welche Du Dich gnädig bewiesen hast! Amen!“

Indem er „Amen!“ sagte, strich er sich, wie es Sitte ist, über den Bart. Die Negerin und die vier ältern Kinder standen während des Gebets mit gehobenen Händen, nach Osten blickend, und als Nestla, die älteste Tochter, einen Augenblick die vorgeschriebene Gebetsrichtung zu nehmen veräumte, drehte ihr der Vater unter strengen Worten den Kopf.

Es wurde nun offenbar, daß Habba nicht nur eine Königin von Saba, sondern auch eine vortreffliche Köchin war. Die Bereitung der Mahlzeit ruhte natürlich auf ihrer Kunst allein; auch standen die Spuren außerordentlicher Mühe in dicken Schweiß-

tropfen auf ihrer Stirn. Die kleine Küche, die an gewöhnlichen Tagen gar nicht in Gebrauch kam, war heute der Schauplatz großer Begebenheiten, wie man durch die halboffene Thür ganz wohl bemerken konnte. Habba hatte nämlich Ruzkusu, die Vieblingsspeise des Hauses, in ansehnlicher Menge bereitet. Es ist dies ein Fleischgericht mit mancherlei Zuthaten. Hauptbestandteile sind geröstete Hammelschnitzchen mit feinem Griesmehl. Dazu kommen Rosinen, Gemüße und leider auch ranzige Butter, wie der Araber sie liebt. Dieses Gemisch wird mit Sauermilch übergossen und reichlich mit rotem Pfeffer gewürzt. Noch jetzt, da ich dies Gericht an meiner Seele vorüberführe, überfällt mich ein gelinder Schauer, und ich greife an meine damals von dem verwünschten Pfeffer verbrannte Kehle.

Nachdem die Negerin das dampfende Gericht aufgetragen und auf die Matte niedergesetzt hatte, machte ich den kühnen Versuch, die schwarze Dame „zur Tafel“ zu führen; allein sie weigerte dies, als der Sitte widerstrebend, hartnäckig in mädchenhafter Verschämtheit und hochte mit ihren Kindern in einer Ecke der Stube nieder, indes ich mich mit dem Hausherrn auf gekreuzten Beinen vor der Schüssel niederließ. Pöffel enthielt der Haushalt nur zwei und zwar hölzerne. Damit stachen wir, Hamidu und ich, den Ruzkusu an, ich im Vorgegeschmack des Pfeffers mit großer Bescheidenheit, der Ferrasch mit solcher Tapferkeit, daß ich in den Augen der guten Mohrin die Sorge zu lesen glaubte, es werde für sie und ihre Küchlein wenig mehr übrig bleiben. Von den Kindern waren die größern, durch den Duft des Gerichts mit Zaubergewalt angezogen, auf den Ferren nah und näher gerückt. Jetzt, nachdem wir Männer abgepeißt, bekam auch das schwarze Völkchen sein gutes Teil, und es dauerte nicht lange, so war der Ruzkusu-Berg bis auf das letzte Krümchen verschwunden. Statt der Pöffel bebiente sich die Familie der Naturwerkzeuge, womit ohne Zweifel das erste Menschenpaar gegessen hat.

Aber auch für Nachtisch hatte die Negerin Sorge getragen, denn nun brachte sie freudestrahlend, zur großen Ueberraschung des Gatten, von jenen Süßigkeiten, wie sie im Orient bei den Frauen so beliebt sind; Nagebäck, Mandelkuchen, Nudelgerichte, deren Namen ich längst vergessen habe.

„O Rumi, Rumi!“ rief Hamidu in der glücklichsten Stimmung, „heute fällt reicher Regen auf meine dürren Felder!“

„Da bring' ich noch etwas Regen,“ sagte ich und zog eine große Düte mit Labia hervor. Labia ist ein sehr angenehmes, mit Honig gefülltes Backwerk. Dasselbe schmeckte den acht Ledermäulern noch besser als alles Vorhergehende.

Aber damit war der Schmaus noch nicht völlig erschöpft. Um einen guten Schluß zu machen, kam noch ein kräftiger, diesmal im Hause bereiteter Kaffee nebst Tabak von vorzüglicher Güte. Hamidu geriet über diese unerhörten Gemüße in einen Rausch der Entzückung. Er ließ durch seinen Sohn Omer eine Guitarre aus der Nachbarschaft holen, erhob sich und sprach, auf dem Instrumente kimmernd, seine Stimmung in folgenden Versen aus:

„O gepriesene Glückseligkeit der Reichen, — was bist du, soll ich dich vergleichen — mit dem, was ich jezo fühle — auf diesen wonnengeschwellten Pfühle, — an der Seite meines Freundes, des Weissen, — den kein Mund mag würdig preisen, — an der Seite

dieses blonden, schlanken, — süßduftenden, reichen Kranken, — an der Seite dieses Boten von Allah, — dem ich singe heisa und tralla? — Sagt, bin ich noch auf Erden, — in dem Lande der höchsten Beschwerden, — oder schweb' ich im siebenten Himmel — in lachender Engel Gewinnmel? — Der Besen, womit ich lehre, — der Herold meiner Misere, — er freist, wenn ich schlage die Peier, — in der Luft wie ein trunkener Geier. — Wer ist glücklicher als der Arme, — den Gott erlöste vom Harne?"

Mit zitternder, näselnder Stimme hatte der veräcktete Alte gesungen, seine Habba um die Schulter fassend und alle feierliche Würde von sich werfend. Jetzt schlug er auf seiner Gitarre eine wilde Tanzmelodie an. Sofort erhob sich die Mohrin mit Said und Saïda auf dem Rücken und führte eine Art von Geberdespiel auf, wobei sie bloß den Oberkörper zähneblekend hin und her wiegte. Der Ferrasch aber, immer weiter klimpernd, bewegte sich, ihr gegenüber, in ähnlicher Weise in den Hüften, während Dmer und Ali, Nesla und Sora, die beliebten Schakalischreie ausstoßend, affenartige Sprünge ausführten.

Dies war mein letzter Tag in Lunis. Der gute Hamidu begleitete mich, als ich scheiden wollte, noch bis vor meine Wohnung und nahm dann gerührt Abschied. Von den vielen Segenswünschen, die er mir mit auf die Reise gab, hab' ich nur noch den einen behalten:

"Möchten hundert und ein Kamele stets auf deiner Weide gehen!"

Im Hinblick auf meinen künftigen Beruf als Universitätslehrer lasse ich mir diesen Wunsch gefallen.

So waren von der Prophezeiung der Zigeunerin zwei Stücke in Erfüllung gegangen: ich war gelehrt worden und hatte eine große Reise gethan. Das dritte Stück: die reiche Frau, ist nicht zur Wahrheit geworden. Ich habe ein armes Mädchen geheiratet. Das aber reich an Liebe ist, und ich denke, das ist der beste Reichtum.

Obige Erzählung hat der Verfasser aus dem Munde eines Freundes, der ein hervorragender Professor der orientalischen Sprachen an einer deutschen Universität ist, geschöpft, mit der Erlaubnis sie den Lesern dieses Kalenders mitzutheilen.

Das Wünschen.

Eine nachdenkliche Geschichte von
L. Anzengruber.

Wie es reiche und arme Leute auf der Welt giebt, die letztern in Mehrzahl, so giebt es auch reiche und arme Ortschaften und so ein Reicher aus einem armen Dorf in ein wohlhabendes Städtel versetzt, gab' dort einen richtigen Armen. Da sich die Armen den Reichen an Zahl überlegen wissen, so fallen sie manchmal in Versuchung, den Gedanken für ausnehmend geistlich zu halten, daß all ihrer Not zu steuern wär', wenn man die Geldproben, am liebsten von Staatswegen, zu einer Güterteilung zwingen würde. In Erwägung aber des einen Umstandes, daß fast jeder Arme schon im vorhinein sich einen besondern Reichen ausersuchen hat, mit dem persönlich und allein zu teilen, er seinen Neigungen und Bedürfnissen entsprechend erachtet, sohin infolge der vorhandenen geringen Auswahl des

öftern die Reichthumsrichtung vieler auf das gleiche Objekt abzielen dürfte, wonach immer ihrer mehrere um einen einzigen Reichen sich herumzustreiten angewiesen wären, und in Erwägung des weitern Umstandes, daß durch eine Teilung des Bisphen Reichthums unter alle, ohne Nutz und Förderung des einzelnen, nur die Reichen auch arm gemacht würden, ist bisher noch immer diese Güterausgleichung vertagt, verschoben und gefristet worden und verbleibt's wohl auch, bis einmal eine Zeit kommt, wo auf jeden Armen ein Reicher zählt und die Teilung glatt, mir etwas, dir etwas, verlaufen kann, von welchem Tage ab es mit dem Unterschiede zwischen Arm und Reich ein für allemal ein Ende haben und die Erde nur von gleichmäßig wohlhabenden Menschen bewohnt sein wird, wozu der Herr des Himmels — der übrigens, nebenbei bemerkt, auch nicht mit Lucifer teilen wollte — seinen Segen gebe!

Da noch durch einige Gegenwart und etliche Vergangenheit dieser lockenden Zukunft nur durch fromme Wünsche und mehr oder minder lebhafte Träume beizukommen sein dürfte, so bleibt wohl im menschlichen Verkehre, wenn ein Bedürftiger von einem Bestenenden etwas braucht, das Ausleihen das empfehlenswerteste und zweckentsprechendste Verfahren, wobei sich, was das Zurückertatten anlangt, jeder mit seinem eigenen Gewissen abzufinden hat und demnach erscheint es nur recht und billig, wenn sich in derlei Angelegenheiten der Armste an den Reichsten wendet.

Das geschah denn auch in Dingshausen, einem dürftigen Nest, wo der Armste, der an nichts Übersfluß hatte als an Taufnamen und Kindern, denn Kaspar Michel Heiner hieß er und sechsfacher Vater war er, vom reichen Hartl alles entlehnte, was zu bekommen war. Er stellte auch immer alles pünktlich zurück, wobei allerdings seine Ehrlichkeit mit der Klugheit Hand in Hand ging, denn er wollte sich's nicht für ein nächstes Mal verderben.

Der reiche Hartl, er hieß eigentlich Leonhardt, aber die Leute im Ort waren das Sparen gewohnt und wendeten nicht mehr als eine Silbe an ihn, der reiche Hartl also hatte die meisten Fische des mageren Grundes um Dingshausen, das Dach seiner Hütte war nicht, wie das aller andern, mit Stroh, sondern mit Schindeln gedeckt und er besaß nebst dem Gespann Ochsen vor Pflug und Egge auch ein Pferd und ein Korbwägelchen dazu.

Da hatte er sich denn eines Morgens auf den Kutschbock gesetzt und zog gerade an dem Leitriemen und griff nach der Peitsche, als der Kaspar Michel Heiner eilig herzugelaufen kam und fragte, wohin die Fahrt ginge.

"Nach der Kreisstadt," jagte der Hartl.
"O mein, o mein," sagte der Kaspar Michel Heiner, "du erweistest mir wohl a rechte Gutthat und thätst dir ein Gottslohn verdienen, wann d'mich mitnahmst. Ich hab' dort beim Herr Notari zu thun, weißt, wegen der Schwägerin Sali, die uns unlängst verstorben is — Gott tröst' ihr' arme Seel!"

Zwar war der Sitz nicht breit, denn das Wägelchen war nur für einen gebaut und gericht', desto schmaler war aber der Kaspar Michel Heiner und so rückte denn der Hartl zu und sagte zu ihm: "Steig' auf."

"Vergelt's Gott," jagte der und ließ sich's nicht zweimal schaffen.

Als er oben saß, schwang Hartl die Peitsche und sie fuhren dahin.